

Impulse in der Fastenzeit 2012: Was ist uns noch heilig?

Wallfahrtskirche Heiligkreuz

Entheiligt sich die Kirche selbst?

Impuls von Beat Grögli, Kaplan

am 4. März 2012

„Was ist uns noch heilig?“ – liebe Mitchristen, unter diesem Titel stehen die diesjährigen Impulse in der Fastenzeit hier in der Wallfahrtskirche. Es freut mich sehr, dass Sie – zum ersten Mal oder wiederum – hier sind, um für sich, für Ihr Christ-Sein in dieser Welt Ermutigung, Anregungen und Anstösse – eben „Impulse“ zu bekommen.

Die Frage „Was ist uns noch heilig?“ ist der Rote Faden durch die diesjährigen Fastenimpulse. Ich möchte in dieser Frage das Wort „heilig“ zuerst einmal in einem weiten Sinn verstanden wissen, also nicht schon in Verbindung mit bestimmten religiösen Vorstellungen. „Heilig“ ist das, worauf wir nichts kommen lassen, was uns unbedingt wichtig ist und das wir deshalb schützen wollen.

„Das isch mer heilig“ sagen wir dann. In diesem Sinn spielt das Heilige im Leben jedes Menschen eine Rolle: Jedem Menschen sind gewisse Sachen, Werte oder Beziehungen „heilig“, das heisst: absolut wichtig. Wenn wir also über die Frage „Was ist mir/dir heilig?“ miteinander ins Gespräch kommen, dann geht es um ganz Wesentliches, Existentielles. Und wenn es um Existentielles geht, hat das immer schon mit Glauben zu tun. Der evangelische Theologe Paul Tillich hat für diesen existentiellen Bezug von Glauben starke Worte gefunden: Religion ist – sagt er – „das Ergriffensein von einem letzten, unbedingten Anliegen.“ Überall dort also, wo Menschen von etwas ergriffen sind, das sie unbedingt angeht, das für sie heilig ist, geht es um Religion. Eine solche Auffassung macht Religion zu etwas universal Menschlichem – und in diesem Sinn, so glaube ich, gibt es keine religions-losen Menschen. Die Frage „Was ist uns noch heilig?“ öffnet so den Raum für das Gespräch, für die Begegnung mit anderen – weit über die katholische Kirche hinaus.

Allerdings führt die Frage, was einem heilig ist, nicht immer und automatisch in diese existentielle Tiefe. Die Aussage „Das isch mer heilig“ kann auch oberflächlich werden, wenn sie auf alles Mögliche angewandt wird: Dem einen ist dann das Bier am Feierabend heilig, dem anderen der Dienstags-Krimi und wieder einem anderen das Heimspiel des FC St. Gallen. So wird das Heilige banal, aber vielleicht zeigt sich auch in solchen Haltungen noch, was Paul Tillich „den verzweifelten und meist vergeblichen Versuch [genannt hat], das Verlorene wiederzugewinnen.“ Der Mensch spürt, dass ihm etwas Wesentliches verloren gegangen ist und füllt die Leere mit Unwesentlichem auf. Aber auch dort, wo jemandem Unwesentliches, Banales, alles Mögliche heilig ist, zeigt sich wenigstens noch die Sehnsucht nach mehr, nach etwas, das die eigene Existenz hält und ihr Sinn gibt.

Vielleicht finden Sie sowieso, dass die Frage, was uns noch heilig ist, sehr subjektiv beantwortet wird. Jedem/jeder ist eben wieder etwas Anderes heilig. Tatsächlich kann die Haltung „Das isch mer heilig“ ganz ins Subjektive abgleiten. So, wie schon der Preussenkönig Friedrich der Grosse, dessen 300. Geburtstag eben gefeiert wurde, sagte: „Jeder soll nach seiner Façon selig werden.“ Ein solches subjektivistisches Verständnis von „heilig“ würde der Sache aber gerade nicht gerecht. Paul Tillichs Definition von Religion spricht ja vom „Ergriffensein von einem *letzten, unbedingten* Anliegen.“ Das entscheidende Moment ist nicht, dass der einzelne wählt und ergreift, sondern dass er selbst ergriffen wird von etwas, das ihn unendlich übersteigt. Was das Heilige ausmacht, ist, dass es nicht in der Verfügung des Menschen steht; es ist dem direkten Zugriff menschlicher Aktivität entzogen. Der Mensch kann das Heilige nicht „machen“, sondern er findet es vor, es ergreift ihn. Das ist – gemäss dem Lexikon für Theologie und Kirche – die ursprüngliche Bedeutung von „heilig“ in der Welt der Religionen: „Das Heilige in der Welt der Religionen bedeutet ursprünglich das Unverfügbare, das dem direkten Zugriff menschlicher Aktivität entzogen ist.“

Das Heilige ist das Unverfügbare, das Nicht-Machbare. Es steht damit quer in einer Gesellschaft, in der alles verfügbar und machbar scheint und die gleich in eine tiefe Sinnkrise und kollektive Depression stürzt, wenn es einmal nicht mehr so ist. Wir sind in einer 24-Stunden-Gesellschaft, wo

alles jederzeit verfügbar sein muss. Wir erwarten eine Spitzen-Medizin, die alles macht, was möglich ist, und gleichzeitig spüren wir sehr wohl: Das alles ist nicht gut, es wird un-menschlich. Wo dem Menschen nichts mehr heilig ist, wird er respektlos er geht über Leichen. Wo ein Mensch hingegen die Wirklichkeit des Heiligen ernst nimmt, wird er respektvoll – oder, um es in einem altmodischen Wort zu sagen: ehrfürchtig.

Einer, der sich intensiv mit den verschiedenen Erscheinungsformen des Heiligen und den menschlichen Haltungen dem Heiligen gegenüber auseinandergesetzt hat, ist der deutsche Religionsphilosoph Rudolf Otto. „Das Heilige“ ist der Titel seines Standard-Werkes, das 1917 erstmals erschien und eine breite Diskussion über das Heilige auslöste. Otto analysiert in seinem Buch detailliert die Gefühle, die die Begegnung mit dem Heiligen im Menschen auslöst. Wo der Mensch dem Heiligen begegnet, ist er einerseits fasziniert und angezogen, andererseits aber empfindet er auch Scheu, erschrickt – ja, schreckt vielleicht sogar zurück. Otto nennt das Heilige deshalb ein Mysterium – ein Geheimnis – *tremendum et fascinans*, ein Geheimnis, das Scheu und Erschrecken auslöst – *mysterium tremendum*, aber auch fasziniert – *mysterium fascinans*.

Das Heilige habe ich nicht im Griff, es ergreift mich, es macht mich ehrfürchtig und staunen. Es hebt – so gesehen – aus dem Alltäglichen und Gewöhnlichen heraus; oder vielleicht besser gesagt, es gibt dem Alltäglichen und Gewöhnlichen eine Tiefe, wie es in einem modernen Lied heisst: „Sei unser Gott, der alle Welt in seiner Liebe leitet Sei nah in allem, was geschieht, und tief in allen Dingen.“ Wem nichts mehr heilig ist, für den wird alles banal. Und ohne Sonntage gibt es wirklich nur noch Werkstage.

Das Heilige – *mysterium tremendum et fascinans*. Davon erzählt auch die Bibel, das Alte und Neue Testament. Der älteste Beleg für das Adjektiv „heilig“ – auf Hebräisch: *qados* – im Alten Testament ist die Berufungsvision des Propheten Jesaja. Der Prophet Jesaja ist überwältigt von Gott; seine Grösse und Herrlichkeit machen ihn staunen, aber sie erschrecken ihn zugleich. Vor Gott, dem Heiligen, spürt er sein eigenes Ungenügen, seine Begrenzungen, seine Sündhaftigkeit. Das Heilige nimmt ihn in Anspruch – unbedingt, und das erschreckt ihn zutiefst. Erst mit der Ermutigung und dem Zuspruch Gottes kann er sagen: „Hier bin ich, sende mich!“ Hören wir nun diese Berufungsvision des Propheten Jesaja in der Elberfelder Übersetzung:

Im Todesjahr des Königs Usija, da sah ich den Herrn sitzen auf hohem und erhabenem Thron, und die Säume seines Gewandes füllten den Tempel. Serafim standen über ihm. Jeder von ihnen hatte sechs Flügel: mit zweien bedeckte er sein Gesicht, mit zweien bedeckte er seine Füsse, und mit zweien flog er. Und einer rief dem andern zu und sprach:

Heilig, heilig, heilig ist der HERR der Heerscharen!

Die ganze Erde ist erfüllt mit seiner Herrlichkeit!

Da erbeben die Türpfosten in den Schwellen von der Stimme des Rufenden, und das Haus wurde mit Rauch erfüllt. Da sprach ich: Wehe mir, denn ich bin verloren. Denn ein Mann mit unreinen Lippen bin ich, und mitten in einem Volk mit unreinen Lippen wohne ich. Denn meine Augen haben den König, den HERRN der Heerscharen, gesehen.

Da flog einer der Serafim zu mir; und in seiner Hand war eine glühende Kohle, die er mit einer Zange vom Altar genommen hatte. Und er berührte damit meinen Mund und sprach: Siehe, dies hat deine Lippen berührt; so ist deine Schuld gewichen und deine Sünde gesühnt. Und ich hörte die Stimme des Herrn, der sprach: Wen soll ich senden, und wer wird für uns gehen? Da sprach ich: Hier bin ich, sende mich!

Es ist wohl kein Zufall, dass die Worte der Engel in der Berufungsvision des Jesaja an zentraler Stelle Eingang gefunden haben in unsere Eucharistiefeier. Da geht es um das Heilige, um den Allerheiligsten.

Aber: Geht es der Kirche noch um dieses Heilige? Oder – und damit kommen wir zur eigentlichen Frage des heutigen Abends – entheiligt sich die Kirche selbst?

Ich möchte diese Frage in zwei Schritten angehen. In einem ersten Schritt nehme ich das Wort „heilig“ in der Bedeutung von: das, was vor Gott gut und recht ist. Das heisst: Ich verstehe das Wort

„heilig“ in einem moralischen, ethischen Sinn. Und von da aus frage ich: Was ist los mit der Heiligkeit der Kirche in diesem Sinn? Entheiligt sich die Kirche selbst?

Ich sage nichts Neues, wenn ich hinweise auf die lange Reihe von unheiligen Worten und Taten in der Kirchengeschichte. Und ich sage auch nichts Neues, wenn ich eingestehe, dass das nicht nur Geschichte, sondern aktuelles Geschehen ist. Nein, wirklich: Heilig im moralischen Sinn ist die Kirche nicht!

Paulus hat die Kirche im Bild des Leibes beschrieben, wo die verschiedenen Glieder miteinander verbunden und voneinander abhängig sind. Wenn ein Glied leidet, leiden alle anderen mit. Das heisst doch auch: wenn ein Glied sich vergeht, sündigt, entheiligt, dann sind die anderen Glieder mitbetroffen. Am schlechten Image der Kirche leiden wir doch alle mit. Und hören wir auf, für dieses schlechte Image nur die Medien verantwortlich zu machen. Sicher finden es die Medien interessant, gerade bei einer Institution, die eine hohe Ethik verkündet, auf unethisches Verhalten hinzuweisen. Und sicher gibt es auch jene postmoderne Haltung, die sich durch Schlechtreden und Abwerten vom eigenen, konkreten Engagement dispensiert. Aber das schlechte Image ist nicht einfach eine Erfindung der Medien oder eine postmoderne Abwehrstrategie. Es gibt viel Unheiliges in der Kirche – daran leidet die Kirche, daran leiden wir – eben deshalb, weil wir uns zu diesem Leib zählen. Am Anfang der Fastenzeit steht der Ruf: „Kehr um und glaube an das Evangelium!“ Das ist ein Ruf, der uns alle angeht, die Kirche zuerst. Dafür gibt es keinen Dispens.

Als im vergangenen Jahr das Ausmass der sexuellen Übergriffe und der ungeheuerliche kirchliche Umgang damit an die breite Öffentlichkeit kam, schrieb Abt Martin von Einsiedeln – nach der mutigen Aufarbeitung im eigenen Kloster – vom „Segen einer Enttäuschung“. Bei der Enttäuschung fällt eine Illusion in sich zusammen, in diesem Fall die Illusion, die Kirche sei – im Grossen und Ganzen – doch auch im ethischen Sinn heilig. Enttäuscht sind wir auch von konkreten Menschen in der Kirche, manchmal solche, die wir persönlich kennen und mit denen wir verbunden sind. Enttäuschungen schmerzen, sie tun weh. Aber, so sagt Abt Martin, „sie sind auch Gnadenmomente: sie bringen uns der Wahrheit ein klein wenig näher. Täuschungen mindern unsere Lebensqualität und die Qualität unseres geistlichen Lebens. Denn Gott begegnet uns in der Wirklichkeit des Lebens, nicht in unseren Täuschungen.“ Hören Sie noch einmal diesen Satz: „Gott begegnet uns in der Wirklichkeit des Lebens, nicht in unseren Täuschungen.“

Das heisst doch auf unsere Frage bezogen: Gott begegnet uns auch nicht in unseren Kirchen-Illusionen, sondern in der Wirklichkeit dieser Kirche in der Wirklichkeit dieser Menschen in dieser Kirche. Das bedeutet nicht, Unrecht und Sünde zu goutieren, aber es heisst, in dieser Wirklichkeit den Anruf Gottes zu hören.

Als vor 50 Jahren das Zweite Vatikanische Konzil eröffnet wurde, sass das Bild einer Kirche als „societas perfecta“ noch fest in den Köpfen. Landläufig verstand man darunter, dass die Kirche eben perfekt, vollkommen sei. Die Konzilsväter rangen um eine angemessene neue Sichtweise, die sie schliesslich in der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* auf den kurzen Nenner brachten: Die Kirche ist „zugleich heilig und stets der Reinigung bedürftig“ – „sancta simul et semper purificanda“ (LG 8). Heilig ist sie von ihrem Ursprung Jesus Christus her, stets der Reinigung bedürftig ist sie, weil sie aus Menschen – auch aus Ihnen und mir – besteht. Eine im ethischen Sinn heilige Kirche wird es nie geben. Die Kirche entheiligt sich – ethisch gesehen – dort, wo sie ihren Ursprung verrät und wo sie sich nicht mehr dem ständigen Ruf zur Umkehr stellt. Die Menschen erwarten – glaube ich – keine perfekte Kirche, aber eine ehrliche und wahrhaftige, das heisst: eine Kirche, die ehrlich auch zu ihren Schwächen und Fehlern steht und einen Weg zum Besseren hin gehen will.

Zwischenspiel

In der Einleitung sprach ich davon, dass das Heilige etwas zu tun hat mit „Ergriffensein von einem letzten, unbedingten Anliegen.“ Und dass das Heilige im ursprünglichen Sinn bedeutet: „das Unverfügbare, das dem direkten Zugriff menschlicher Aktivität entzogen ist.“ Wenden wir das doch einmal auf die Kirche an: Ist sie ergriffen von einem letzten, unbedingten Anliegen? Kommt ihr und durch sie zum Ausdruck, dass es da um etwas Unverfügbares geht, um etwas, das dem direkten Zugriff menschlicher Aktivität entzogen ist? Oder muss sich die Kirche nicht selbstkritisch fragen, ob sie sich nicht auch in diesem Sinn entheiligt? Wir sehen vor allem die Kirche, die sich organisiert und strukturiert, die Seelsorge „macht“. Wir diskutieren über Ämter und Aufgaben und betrachten sie in erster Linie unter einem funktionalen Aspekt. Wir feiern manchmal Gottesdienst, wo alles Mögliche zur Sprache kommt, nur Gott und seine Welt nicht. Aber was soll eine Kirche, die nicht *mehr* zu sagen hat als das, was andere schon sagen? Und was andere oft besser sagen? Eine solche Kirche schafft sich selber ab.

Nicht wenige kritische Kirchenstimmen sprechen deshalb von der Selbst-Säkularisierung der Kirche. Selbst-Säkularisierung der Kirche meint eine Kirche, die sich ganz in der Welt einrichtet und die sich selbstgenügsam den Massstäben der Welt angleicht. Papst Benedikt ist einer dieser kritischen Kirchenstimmen. In seiner Freiburger Rede am Ende seiner letztjährigen Deutschland-Reise prägte Papst Benedikt das Schlagwort „Entweltlichung der Kirche“. Dabei sagte er unter anderem: „Um ihre Sendung zu verwirklichen, wird sie [das heisst: die Kirche] immer wieder auf Distanz zu ihrer Umgebung gehen, sie hat sich gewissermassen zu ‚entweltlichen‘.“ Gott ist – so Benedikt weiter – nicht aus seinem Gottsein herausgetreten und Mensch geworden ist, um die Welt in ihrer Weltlichkeit einfach zu bestätigen und ihr Gefährte zu sein; Gott will die Welt nicht so sein lassen, wie sie ist, sondern er will diese Welt und alle Menschen zum Heil führen. Das hat Konsequenzen für die Kirche: „Sie findet ihren Sinn ... darin, Werkzeug der Erlösung zu sein, die Welt mit dem Wort Gottes zu durchdringen und die Welt in die Einheit der Liebe mit Gott zu verwandeln.“ In ähnlicher Weise sagte Papst Benedikt bereits 2009 in einer Ansprache an die brasilianischen Bischöfe: „Unsere Zeitgenossen wollen, wenn sie uns begegnen, das sehen, was sie sonst nirgendwo sehen können, nämlich die Freude und die Hoffnung, die aus der Tatsache erwachsen, dass wir beim auferstandenen Herrn sind.“

Es kann also bei der „Entweltlichung der Kirche“ nicht darum gehen, sich aus der Welt zu stehlen und selbstgenügsam ins Ghetto zu gehen. Dann wäre sie ja nicht mehr Werkzeug der Erlösung, sondern die Kirche soll *in der Welt für* die Welt engagiert bleiben. Genau das war das Programm der Konzilskonstitution „Gaudium et spes“ über die Kirche in der Welt von heute, die mit den wegweisenden Worten beginnt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. ... Darum erfährt diese Gemeinschaft [die Kirche] sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden.“ (GS 1) Dahinter gehen wir nicht zurück.

Die Kirche soll *in der Welt für* die Welt engagiert bleiben. Und ich meine, die Kirche tue das dann in vorzüglicher Weise, wenn sie der Welt und dem Menschen in Wort und Tat in Erinnerung ruft, dass nicht alles verfügbar und machbar ist. Das sind doch die Massstäbe dieser Welt: Alles ist verfügbar alles machbar. Diesen Massstäben soll sich die Kirche nicht anpassen. Ich bin fest überzeugt, dass im Menschen eine tiefe Sehnsucht nach dem Unverfügbaren, dem Heiligen wohnt, nach einem Sinn, der nicht gemacht, sondern gegeben ist und gefunden wird, nach einem Lebensrecht und einer Würde, die der Mensch sich nicht erkämpfen und verdienen und erleisten muss, sondern die ihm qua Mensch-Sein zugesprochen ist. Ich meine, die Welt braucht zu ihrer Entlastung und Erlösung das Heilige, das Unverfügbare.

Die Welt und die Menschen brauchen das Heilige. Und die Kirche würde sich selber abschaffen, wenn sie keinen Sinn mehr für das Heilige, Unverfügbare, Nicht-machbare hat. Ich meine, es müsse auch in der Kirche selbst spürbar sein, dass sie nicht über alles verfügen kann, sondern dass sie sich ergreifen lässt vom Unverfügbaren.

Was meine ich damit? Und was meine ich nicht?

Ich meine damit nicht, dass sich die Kirche in all ihrem Tun einen sakralen Touch zulegen soll. Wir brauchen keine gestelzte liturgische Sprache, wie sie in den neuesten Vorschlägen zur Neu-Übersetzung der liturgischen Bücher wieder daherkommt. Wir brauchen kein autoritäres Gebaren, das sich einem kritischen Diskurs nicht mehr stellt. Wir brauchen keinen Priesterstand, der sich vor allem durch Abgrenzung definiert. Wir brauchen nicht liturgische Feiern, die sich in erster Linie durch Unverständlichkeit auszeichnen. Eine Re-Sakralisierung der Kirche in diesem Sinn brauchen wir nicht.

Eine Kirche, die sich vom Unverfügbaren ergreifen lässt, ist eine Kirche, die dem unverfügbaren Gott Raum gibt, ihn einlässt in seinem Wort und in seinen Zeichen. Eine solche Kirche feiert gottvolle und menschnahe Gottesdienste, nicht „gemacht“, nicht inszeniert sondern von innen her gefeiert. Eine solche Kirche lässt sich konfrontieren vom Wort Gottes.

Dazu vielleicht ein einfaches, konkretes Beispiel: Einmal im Jahr feiern wir in der Pfarrei Heiligkreuz zusammen mit den Jungwacht- und Blauringleiterinnen einen besonderen Gottesdienst oben im Wald von Peter und Paul. Für die Vorbereitung nehme ich jeweils das entsprechende Sonntagsevangelium mit in die Runde und sage: Das ist der Ausgangspunkt. Natürlich könnten wir auch anders vorgehen, aber für mich ist es ein Beispiel dafür, was ich meine mit: sich vom Unverfügbaren ergreifen lassen. Von diesem Wort der Heiligen Schrift gehen wir aus diesem Wort stellen wir uns mit diesem Wort ringen wir, bis wir etwas gefunden haben, das in unser Leben hineinspricht. Denn Wort Gottes, Heiligen Schrift ist es.

Ein starkes Zeichen für das Unverfügbare sind in der katholischen Kirche auch die Sakramente. Sie öffnen einen Raum für Gottes Nähe. Sie stellen diese Nähe dar in Zeichen und Worten. Und doch ist es nicht die Kirche, die in den Sakramenten über Gott verfügen kann, sondern Gott schenkt sich von sich aus – gratis, aus Gnade. Das ist auch der tiefste Grund dafür, dass nicht jeder selbst sein Sakrament feiern kann. Das Sakrament ist an die Gemeinschaft der Kirche gebunden, und Menschen sind von der Kirche beauftragt, die Sakramente zu spenden. Der Sinn dafür geht in unserer Zeit immer mehr verloren. Man möchte es gerne individuell, und die Beziehung zu einem Seelsorger, zu einer Seelsorgerin ist oft wichtiger als die Frage, ob dieser Seelsorger, diese Seelsorgerin von der Kirche auch einen entsprechenden Auftrag hat. „Der/die kann das doch machen“, heisst es dann. Aber gerade beim Sakrament soll ja zum Ausdruck kommen, dass es nicht „gemacht“ wird und nach individuellen Wünschen verfügbar ist, sondern dass da der Unverfügbare, Gott selbst, sich gibt und schenkt. Ich meine, dass der Sinn dafür auch deshalb schwindet, weil die Kirche zu wenige mit der Spendung dieser Sakramente beauftragt. Wenn immer weniger Sakramenten-Spender da sind – in den letzten 25 Jahren hat sich die Zahl der Priester im Bistum St. Gallen zum Beispiel halbiert – dann wird die Sakramenten-Spendung immer mehr zu einer anspruchsvollen und komplizierten Organisation. Sollte die Kirche den Kreis der Amtsträger, des Ordo nicht ausweiten? Kann die Kirche darüber verfügen? Das ist unverfügbar – sagen die einen, das ist höchste Zeit – sagen die anderen.

So bleibt die Situation paradox: Die Sakramente wären – par excellence – Zeichen für das Unverfügbare, das heisst also: für das Heilige in der Kirche, aber immer weniger Sakramenten-Spender sind damit beschäftigt, sich so zu organisieren, dass sie der Spendung eben dieses Unverfügbaren nachkommen können. So werden wir – ausgerechnet bei den Sakramenten – zu Machern.

Aber lassen Sie mich trotz dieser paradoxen, leidvollen Situation doch auch eine andere Erfahrung festhalten: Ein Werktags-Gottesdienst mitten im Alltag. Wir hören die Lesung und das Evangelium so, wie die Leseordnung sie vorgeben. Eine kleine, gesammelte Gemeinschaft ist da im gemeinsamen Hören. Dann feiern wir Eucharistie: einfach, schlicht nichts „Gemachtes“. Und freuen uns an der Zusage: „Ich bin bei Euch.“

Entheiligt sich die Kirche selbst? – Dieser Frage sind wir nachgegangen und weit herumgekommen. Ich möchte schliessen mit einem Gedanken von Kardinal Kurt Koch, der von der „lunaren Kirche“, von der Mond-Kirche spricht, also einer Kirche, die nicht selbst die Sonne ist, sondern sich – wie

der Mond – anstrahlen lässt von dem, der allein die Sonne ist, und das nicht nur für die Kirche: „Licht der Welt können wir nur sein, wenn wir uns zunächst immer wieder erleuchten und – im besten Sinne des Wortes – aufklären lassen von jenem Licht, das Jesus Christus selbst ist. Die Kirche muss transparent sein für jenes Licht, das Christus selbst ist. Sie darf sich nicht selbst sonnen wollen; sie muss sich vielmehr damit zufrieden geben, Mond zu sein und durch ihr Leben und Wirken auf die Christussonne hinzuweisen.“

Zwischenspiel

Einer Frau, die verbittert und enttäuscht aus der Kirche ausgetreten war, schickte ein Pfarrer folgende Gedanken:

*Freude an der Kirche kann ich nur haben,
wenn ich in ihrer Tiefe auf den lebendigen Gott gestossen bin.*

*Freude an der Kirche kann ich nur haben,
wenn dieser Gott zur Quelle und zum Zielpunkt meiner Lebenskraft geworden ist.*

*Freude an der Kirche kann ich nur haben,
wenn diese Lebenskraft auch über dem Versagen der Kirche nicht versiegt.*

*Freude an der Kirche kann ich nur haben,
wenn es mir zur Aufgabe wird, den lebendigen Gott in ihr am Leben zu erhalten.*

(Isolde Lachmann)

Lied KG 509